**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich
**Band:** 5 (1901-1902)
**Heft:** 2

**Artikel:** Schwalben : Novelle [Schluss folgt]
**Autor:** Adelung, Sophie von
**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-661891

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 30.12.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

seines Wesens klar, die Herzensgüte, aus der ihm trotz angestrengtester Tätigkeit immer wieder Heiterkeit des Gemüts und neue Bereitschaft zur Nächstenhilfe erblühten.

Als nach froher Herbstvakanz die Buben und Mädchen der Limmatstadt am Morgen des 21. Oktobers auf allen Straßen nach den lichten Räumen der Schule wallten, die Winterarbeit tapfer zu beginnen, da achteten sie wohl der falben Blätter nicht, die ihnen des Herbstes kühler Hauch aus Alleen und Gärten vor die Füße warf, und wußten nicht, daß zu dieser Stunde auch ihrer besten Freunde einer in den Staub sank. Aber daß aus ihren sorglos frohen Scharen zum Wohle des Vaterlandes wiederum Männer und Frauen erstehen, in welchen die Aufopferungsfreude die Selbstsucht niederzwingt, dafür bietet uns das Wirken J. C. Grobs eine tröstliche Gewähr.

J. Sch.

---

# Und es ist Herbst.*)

Braune Blätter decken Beet und Steig,
Ein vergessner Apfel fällt im Wind,
Eine letzte Rose friert am Zweig,
Wärme sie an deinem Herzen, Kind.

Bringst du noch die Blasse zum Erglühn?
Ob du sie mit warmem Leben färbst?
Knospe bleibt sie, nimmer wird sie blühn,
Sie welkt hin, schnell hin, und es ist Herbst.

Gustav Falke.

# Schwalben.

Novelle von Sophie von Adelung.

Bald waren sie beide vollständig darin vertieft: Eberhard anfangs seinem Wirt zu liebe, bald aber selbst durch die alten Historien gefesselt, die manchen Einblick in längst vergangene Zeiten tun ließen. Marie ging dabei geräuschlos hin und her; sie hatte einen leichten Gang, und

*) Aus „Der Spielmann". Verlag von Fischer & Franke, Berlin. — Wer sich für moderne Lyrik interessirt, dem dürfen wir diese Monatsblätter für deutsche Dichtung angelegentlich empfehlen „Am häuslichen Herd". Jahrgang V. Heft 2.

ruhige, anmutige Bewegungen. Auch bemerkte Eberhard einmal, als sie sich auf die Zehenspitze stellte, um etwas vom Bord zu holen, daß sie zierliche Füße hatte und zierliches Schuhwerk trug. Er wußte selbst nicht, warum ihn diese Entdeckung mit großer Genugtuung erfüllte.

Wie es sich gemacht — er hätte es selber nicht sagen können — der nächste und auch der übernächste Tag fand ihn noch in dem kleinen Städtchen, in dem Hause mit den grünen Läden. Es war so ganz von selbst gekommen: Eberhard war es, als sei er in das Bette eines klaren, stillen Stromes geraten und lasse sich nun mit den Fluten dahintreiben, unaufhaltsam, sicher, ruhig dem Meere zu. Ihm war, als habe er in dem kleinen Hause etwas Längstgesuchtes, etwas Trautes, Notwendiges, wenn auch früher nicht Vermißtes, nicht Geahntes, gefunden, einen Seelenfrieden, ein stilles Glück, die er nie gekannt. Warum sollte er sich nicht treiben lassen von der sanften Gewalt, statt selber ruhelos im Gebirge ohne Zweck und Ziel herumzuirren? War es hier nicht auch schön, schön genug, um die zwei, drei kurzen Wochen Rast, die er sich gönnen wollte, zu verträumen? Die Morgenstunden, wo er still im Gärtchen saß, während Marie im Hause geschäftig hin- und herging, waren schön: er hielt das Buch wohl in der Hand, zumeist aber lauschte er auf ihre Stimme, wie sie heiter, dann wieder ernst, zu ihm herausklang, auf die Lieder, die sie leise vor sich hin sang. Es waren alte Lieder aus bewegter Zeit darunter und er hatte in den letzten Tagen gelernt, sich mächtig für dergleichen zu interessiren. Die Mittage waren schön, wo sie traulich am einfachen Tisch zusammensaßen — denn er hatte sich ausgebeten, auch diese Mahlzeiten mit seinen Wirten zu teilen — und des Alten Späßchen und Mariens Lachen die Speisen würzte. Und die Nachmittage, waren die nicht erst schön? Da wurde stets irgend eine Partie veranstaltet, zum alten Römerturm, in die Steinbrüche, zum Weiher und auf die benachbarten Höhen. Allein ging Eduard niemals auf diese Entdeckungsreisen, denn er behauptete den Weg unmöglich finden zu können. Nachmittags waren ja Marie und ihr Vater frei und stets gern bereit, den Gast zu begleiten und ihm die Herrlichkeiten und Sehenswürdigkeiten alle zu erklären.

Von den Abenden erst gar nicht zu reden — die waren am allerschönsten! Wenn sie auf der Bank saßen, die vor dem Hause zwischen Reseda- und Levkoyenbeeten stand, hinaufschauten zu dem dunklen, gespenstischen Turm, der im Dämmerlicht riesenhaft groß aussah, und die Sterne oben einer nach dem andern zum Vorschein kamen und sie neben ihm saß, den Kopf ein wenig zur Seite gewandt, die Augen ernst emporgeschlagen, so nahe, daß er meinte, er müsse ihr Herz schlagen hören,

und doch so fern, daß sie ihm vorkam wie einer jener lichten, hohen Sterne — das alles läßt sich gar nicht mit Worten sagen.

Es war an einem solchen Abend — würde er es jemals vergessen? Sie hatte ihm von ihrer Mutter erzählt und dann hatten sie beide zu dem Turmfenster emporgeschaut, wo der abendblaue Himmel durchblickte. Mitten im viereckigen blauen Stückchen aber funkelte und glitzerte mit mildem Schein ein kleiner Stern. Er neigte sich zu ihr: „Sehen Sie den Stern?" fragte er und wies hinauf: sie nickte und rief dem Vater zu, der, wie er es zu tun pflegte, mit großen Schritten vor ihnen auf dem Gartenwege auf- und niederging. „Ich sehe ihn nicht" war die Antwort und Herr Schwarz nahm seinen Spaziergang nach einigen mißglückten Versuchen, den Stern zu erblicken, wieder auf.

„Er leuchtet nur uns beiden," sagte Marie lächelnd, gleich darauf wurde sie purpurrot und wandte ihren Kopf ab.

„Nur uns Beiden" wiederholte Eberhard: „Marie, es ist unser Stern, unser Glücksstern. Wissen Sie, was das bedeuten will?"

Sie sah ihn fast erschreckt an.

„Nun," sagte er lächelnd", es steht wohl in den Sternen geschrieben, daß wir Beide einander gehören sollen: so wenigstens deute ich es mir — und — — du, Marie?"

Sie antwortete nichts, aber ihre Hand, die neben der seinen auf der Bank gelegen, rückte so nahe, bis sie diese leicht berührte, und er fühlte ihr Zittern.

„Schau mich an, meine liebe Marie," sagte er, „und versprich mir, daß du mein guter Friedensstern, mein Ein und Alles sein willst."

Und nun war er im Meere angekommen, in einem Meere von Glückseligkeit und großer, unermeßlich weiter Zuversicht, weit weit schien sich sein Glück auszudehnen, wohin er auch den Blick wandte, und sollten auch Stürme kommen — wohlan, laß sie kommen!

Berthold Schwarz gegenüber breitete er noch selbigen Abend alle seine Zukunftspläne aus, empfing seine Zustimmung, und die drei Menschen waren so glücklich, wie man nur auf dieser Erde sein kann.

Wenige Tage darauf sollte Eberhard, dessen Ferienzeit ihr Ende erreicht hatte, wegreisen, um sein neues Amt anzutreten. Im Spätherbst hoffte er auf kurze Zeit zurückkehren zu können, und die Hochzeit sollte um Weihnachten stattfinden.

„Ich kann es noch gar nicht glauben, daß ich so glücklich bin," sagte Marie, als sie ihm zum Gutenacht-Gruß die Hand bot.

Es war ein milder, sonniger Sommernachmittag. Vor dem Hause saßen die Beiden Hand in Hand, Berthold Schwarz war in des Nachbars Garten gegangen, um nach dessen Birnen zu sehen.

Marie hatte ihren Kopf an Eberhards Schulter gelehnt und blickte gedankenvoll in den Himmel hinein. Ihre Augen hatten etwas Weiches, Verschleiertes, wie vom nahen Abschiedsschmerz.

„Schau," sagte sie, und wies hinauf „sind es nicht liebe, herzige Tierchen, die Schwalben? Wie sie um den Turm kreisen und zirpen?"

„Du meinst die Turmsegler?" fragte er.

Sie sah ihn erstaunt an.

„Ich meine die Schwalben, die Schwalben, die um den Turm fliegen, du mußt sie doch auch sehen: da kommt gerade wieder eine, und dort — sieh und drüben fliegt eine ganze Schar herbei."

„Das sind aber keine Schwalben, liebes Kind."

Sie machte sich sacht von ihm los, um ihm besser ins Gesicht sehen zu können.

„Keine Schwalben?" wiederholte sie gedehnt.

„Nein" erwiderte er: „es sind Turmsegler. Ich weiß, daß viele Menschen sie irrtümlicherweise für richtige Schwalben halten und auch so benennen. Aber das ist ganz falsch, wie ich es dir sogleich beweisen werde."

„Nein, o nein!" rief sie wie erschreckt; sie war aufgesprungen und sah ihn mit großen Augen an. „Wenn es wirklich so ist, so tue es nicht, ich bitte dich darum!"

„Und warum denn nicht?" erwiderte er belustigt und erstaunt.

„Tue es nicht!" wiederholte sie flehend.

„Aber liebste Marie!" sagte er, und in seinem Tone lag eine leise Gereiztheit: „es ist ja doch kein Glaubensatz, und es kommt doch wahrhaftig wenig darauf an, ob die Vögel so oder so heißen; und es sind nun einmal keine Schwalben."

„Aber für mich sind es Schwalben" sagte sie und schmiegte sich dann innig an ihn. Soll ich dir sagen, warum ich so sehr an ihnen hänge?" Sie schwieg einen Augenblick, dann sprach sie leise: „weil sie mit meiner ganzen Kindheit fest verwoben sind, so fest wie der Epheu dort mit dem Turm. Weil ich mir keinen goldenen Sonnenschein und keine Freude aus meinen Kindertagen ohne sie denken kann, weil sie meine Gedanken —" hier wurde ihre Stimme immer leiser und konnte er ihr Flüstern kaum mehr vernehmen, denn jetzt hatte sie den Kopf an seiner Brust geborgen — „weil sie meine Gedanken oft hinaufgezogen haben, in den blauen Himmel hinein . . . . und später, als die Mutter krank

wurde, da waren sie ihre einzige Zerstreuung, sie konnte ihnen stundenlang zusehen, sie hat mich „ihre Schwalbe“ genannt, und mir kommt es oft vor, als brächten sie mir Grüße von ihr, wenn sie auf unser Haus zugeflogen kommen.“

Er war gerührt; wer hätte es auch nicht sein sollen, und er drückte das blonde Köpfchen fester an sich. Aber etwas regte sich doch in ihm, das gegen jene Rührung kämpfte. Er hatte in den letzten Wochen fast ganz vergessen, daß er ein Gelehrter war, der die Welt mit anderen klareren Augen ansah, als die übrige Menschheit. Und daß seine Braut doch schließlich nicht nur ihn, Eberhard, sondern auch den Gelehrten heiratete — das mußte sie wissen.

„Liebes Kind,“ begann er darum in etwas väterlichem Tone, „deine Erinnerungen und Empfindungen haben hier nichts mit der Sache selbst zu tun. Sie bleiben davon vollständig unberührt. Aber der Wahrheit darf man darum sein Ohr niemals verschließen, und es sind eben doch keine Schwalben, wenn auch nahe Verwandte derselben.“

Sie fuhr schmerzlich auf und sah ihn vorwurfsvoll an. „Sagte ich dir nicht, daß mit dem lieben Namen alle meine Erinnerungen zusammenhängen? Nenne du sie, wie du willst —, für mich sind es Schwalben und werden es immer solche bleiben.“

„Aber liebe Marie, das ist ja äußerst unvernünftig!“ sprach er langsam, eine jede Silbe betonend. „Du mußt doch einsehen, daß hier allein die Wissenschaft zu entscheiden hat. Ich will versuchen, dir den Unterschied zwischen den beiden Spezies recht klar zu machen, und du wirst mir dann zugeben müssen, daß die richtige Schwalbe ein ganz anderer Vogel ist, als der Turmsegler. Die Schwalben zerfallen in drei Arten: die Dorf-, die Rauch- und Uferschwalben; sämtliche drei Arten kommen in unserer Heimat vor, du kannst sie sofort an ihrem Gezwitscher kennen, das mit dem Pfeifen der Turmsegler durchaus nichts . . . . . .

„Ich will aber nichts hören!“ rief sie aufspringend und steckte die Finger in die Ohren „ich will nicht — o höre doch auf, ich bitte dich!“

„Das mit dem Pfeifen der Turmsegler durchaus nichts gemein hat. Diese, welche am liebsten an irgend einem alten Gemäuer nisten, und sich von ihren Vettern, den richtigen Schwalben, durch einen noch rascheren, beinahe möchte ich sagen, waghalsigen Flug unterscheiden, führen auch eine andere Lebensweise: es möchte einem fast erscheinen, als gehörten sie zu den Nachtvögeln, denn während die Schwalben bald nach Sonnenuntergang die Ruhe aufsuchen, schwärmt der Turmsegler in seinen Zick-Zack-Flügen oft noch bis in die tiefe Nacht hinein.“

Für einen unbeteiligten Dritten hatte es einen komischen Anblick gegeben: der junge Gelehrte, rot vor Eifer über sein Thema dozirend — sein einziger Zuhörer — er selbst; und das junge Mädchen vor ihm, bleich vor Erregung, die Ohren gewaltsam verschließend, die dunklen Augen starr auf ihn gerichtet. Einmal nahm sie vorsichtig den Finger von dem einen Ohr weg: aber er sprach immer noch in seiner fremden Sprache, die sie nicht verstand und die ihr Herz doch tödlich verwundete.

Als er geendet und ihre Hand ergreifen wollte, ließ sie sich auf die Bank nieder und brach in heftiges Weinen aus. Ihr ganzer Körper bebte, sie konnte nur mit Mühe das laute Schluchzen unterdrücken.

„Aber Marie," sagte er besorgt und völlig ratlos — „Marie! Ich hätte nie gedacht, daß du so unvernünftig, so kindisch sein könntest. Du bist doch sonst so verständig. Das erfüllt mich mit banger Sorge um die Zukunft. Wie soll das gehen, bei meinem Beruf, wo strengste Wahrheit das höchste Ziel ist? Meine Wissenschaft wird dich noch verletzen müssen, fürchte ich, und wenn du jedesmal so kindisch, so töricht handeln willst . . . Marie, hast du mir nichts zu sagen?"

Sie schüttelte nur traurig den Kopf und blieb regungslos sitzen. Er wollte wieder nach ihrer Hand greifen, aber sie entzog sie ihm. Es war wohl ein Unglück, daß Herr Schwarz gerade in diesem Augenblick zurückkam. Marie lief auf den Vater zu und barg ihr weinendes Gesicht an seiner Brust. Er mußte auf den ersten Blick bemerken, daß hier etwas Unliebsames vorgefallen sei. Er hatte dergleichen mit Wonne in seinen altfränkischen Liebesgeschichten beschrieben — denn Herr Schwarz war ein großer Freund des Erotischen — wenn es sich aber um seine Tochter handelte, war es ein ganz ander Ding. Er warf einen erstaunten Blick auf Eberhard und zog sein Kind dann ins Innere des Hauses. Eberhard bekam die Beiden an diesem Abend nicht mehr zu sehen.

Er verbrachte eine schlaflose Nacht; Aufregung, Mißmut und Groll hielten ihn wach. „Und wegen einer solchen Lappalie" sagte er sich wohl hundertmal. „Sie ist nicht das richtige Weib für einen Gelehrten, dem die objektive Wahrheit über Alles geht." Dann sah er wieder ihr tränenüberströmtes Gesicht an des Vaters Brust und er ballte die Hände im Zorn. „Sie wird mich bei ihm verklagt haben" dachte er weiter: „und mich hart und grausam nennen. Nun ja, desto besser — sie versteht mich eben nicht."

Am nächsten Morgen trafen sich die Beiden, nicht wie sonst vor dem Frühstück zu einem kurzen, herzlichen Guten-Morgen in der Fliedrlaube, sondern erst im Zimmer. Der Vater war dabei, er sah gedrückt und verstimmt aus, aber wenn Eberhard erwartet hatte, Groll in seinen

Zügen zu lesen, so suchte er umsonst danach. Mariens Augen hatten rotgeschwollene Ränder, sie blickte nicht auf, sondern goß den Kaffee schweigend ein. Das reizte den jungen Mann, er hatte Vorwürfe erwartet, vielleicht eine heftige Auseinandersetzung mit dem Vater; diese stilltraurigen Gesichter waren von stummem, unerträglichem Vorwurf erfüllt.

Marie benützte die erste Gelegenheit, um hinauszuschlüpfen. Eberhard unterbrach die peinliche Stille, indem er gezwungen lächelnd sagte:

„Herr Schwarz, ich fürchte, Marie hat ihnen von dem kleinen — Mißverständnis zwischen uns beiden erzählt?"

„Marie hat mir nichts erzählt" sagte der Alte und richtete sich auf. Merkwürdig groß kam er Eduard in diesem Augenblick vor. „Aber ich sehe, daß mein Kind betrübt ist, und das macht auch mich betrübt. Marie ist mein Alles, Herr Volkmer, ich könnte sie nie und nimmer unglücklich wissen."

„Und Sie glauben, daß sie das mit mir würde?" brauste der junge Mann auf.

„Entschuldigen Sie, das habe ich nicht gesagt, nur, daß ich es nicht ertragen könnte, sie unglücklich zu wissen — nein, ich könnte es nicht ertragen," setzte er langsam, wie in Gedanken hinzu.

„Da wäre es ja vielleicht am besten, wenn das Band zwischen uns gelöst würde, das Ihnen so unheildrohend vorkommt." Die Worte waren Eberhards Lippen fast ohne sein Wissen entschlüpft, er erschrak selber darüber.

In des Alten Hirn zuckte schmerzlich eine Vision aus seinen geliebten Raubrittergeschichten, wo der unschuldig Beschimpfte gerächt, seine Kränkung durch Blut gesühnt wurde — — die Zeiten waren vorbei. Traurig sagte er: „Ja, besser wird es jedenfalls sein, als zu späte Reue — besser jedenfalls. Wollen Sie mein Kind sprechen?"

„Nein," sagte der junge Mann hart. Ihm war, als habe sich die ganze Welt in einen einzigen starren Felsen verwandelt, durch den er sich durchhauen müsse — wie, wußte er nicht. Wohin waren die guten Geister der Liebe, des Friedens, der Gerechtigkeit alle geflohen? „Nein," wiederholte er: „Wozu? wir haben ja jetzt eingesehen, daß wir nicht zu einander passen."

Er ging hinaus, aber er mußte wie ein Blinder mehrmals nach der Türklinke tasten, ehe er sie fand.

Eberhard hatte schnell gepackt. Dann trommelte er noch lange an seiner Fensterscheibe. Das Peinlichste stand ihm bevor: er mußte seinen Wirt um die Rechnung bitten. Endlich fand er den nötigen Mut und ging, Herrn Schwarz aufzusuchen. „Nein, Herr Doktor," sagte dieser, als ihm des jungen Mannes abgebrochene Worte einigermaßen verständ-

lich wurden: „einem Manne, der mein Schwiegersohn werden sollte, kann ich nicht ein paar lumpige Mark abverlangen."

Das war „eklig," wie sich Eberhard in seinem Innern mit dem alten Schulausdruck gestand, und erhöhte die Peinlichkeit des Abschiedes. Marie ließ sich nicht sehen. Drunten angekommen blickte Volkmer noch einmal zurück: das kleine Haus mit seinen grünen Läden lag so stillfriedlich im Morgensonnenschein, als wäre nichts geschehen. Der alte Turm schien es liebevoll schützen und schirmen zu wollen, und um das Dach kreisten mit lautem Gezirp die Schwalben.

„— — — und es sind doch Turmsegler" sagte sich Eberhard und dieser Gedanke half ihm, den starren Felsen von Groll und Bitterkeit, der in diesem Augenblick fast zu schwinden gedroht hatte, wieder aufzurichten.

Der Herbst kam und ging, wie er jedes Jahr zu tun pflegt, und dann wurde es Winter.

Die lieben, hellen Sommertage mit ihren Freuden, sie waren vergangen und von den Meisten vergessen.

Dr. Volkmer wunderte sich inmitten einer rastlosen Tätigkeit bisweilen darüber, wie leicht auch ihm das Vergessen geworden war. Das neue Leben, in das er eingetreten war, hatte ihn sofort völlig umfangen; es blieb ihm keine Zeit zu denken, zu bedauern übrig. Neue Gönner und neue Freunde, neue Arbeiten und Entwürfe nahmen ihn völlig in Anspruch. Dazu kam noch, daß sich vor dem erfolgreichen jungen Gelehrten die Pforten der Gesellschaft auftaten. Die Wissenschaft war gerade wieder einmal zur tagesherrschenden Mode geworden, wie sie es zuweilen wird. Man stritt sich um den jungen Mann, dem der Erfolg so sicher war, man lud ihn ein, ja, manche Väter hätten seiner gesicherten Zukunft gerne die ihrer Tochter anvertraut. Das Alles war erfreulich und schmeichelhaft und Manche flüsterten sich schon leise den Namen der bewußten Zukünftigen zu.

Nur Eberhard selbst hätte ihn noch nicht nennen können: er war ganz von einer Arbeit erfüllt, die seinen noch jungen Ruf befestigen sollte. Die dazu nötigen Studien und Untersuchungen fesselten seinen regen Geist für Wochen und er fand noch mehr Genuß in der angestrengten Tätigkeit, als in den glänzenden Ballsälen seiner Vaterstadt.

So bemerkte er auch kaum, wie draußen die Welt ein anderes Ansehen annahm, wie ihr starres Bild sich verwandelte und an seine Stelle milde Lüfte, milde Farben und Töne traten. Leben und Licht kehrte wieder, Sonnenschein und Blumen. Endlich erschien Eberhards Arbeit in einer wissenschaftlichen Zeitschrift und rief ein weit lauteres Echo hervor, als es selbst dem jungen Mann lieb war. Der gefährliche junge

Rivale hatte längst die Aufmerksamkeit alter, erfahrener Köpfe auf sich gezogen: hier war eine erwünschte Gelegenheit, um zu zeigen, daß man auch noch da war, daß man sich noch als feste Säule der Wissenschaft diesem himmelanstrebenden Sprößling gegenüber fühle. Es folgten verschiedene Kritiken und Angriffe auf Eberhards Schrift: in allen Kreisen wurde die Sache bekannt. Es war ja nicht zu leugnen, hieß es darin, daß seine Theorien eine kühne Genialität und gründliche Kenntnisse bewiesen, aber . . . . und dann folgte eine eingehende Beurteilung, in der sein Werk zerstückelt, zerlegt und schließlich vernichtet wurde.

(Schluß folgt.)

# Eine Sommerfahrt.

Von Friedr. Meili, Zürich-Wiedikon.

(Fortsetzung.)

Trotz des Riesenwerkes, welches die neue Grimselstraße darstellt, ist Weg und Steg noch nicht gegen alle Vorkommnisse sicher gestellt. Eine hölzerne Brücke unterhalb Guttannen trägt deutlich den Stempel des Provisoriums. Auf Befragen erfährt man, daß im September vorigen Jahres hier eine Steinlawine sehr unsanft niederging und die frühere solide Brücke mitnahm.

Oberhalb Guttannen zieht sich die Straße links am Fluß und wenig über demselben aufwärts. Ab und zu kann auch das Velo wieder in Betrieb gesetzt werden. Bald aber zwängt sich der Weg unter überhangenden Felsen durch, noch einmal talwärts einen herrlichen Ausblick öffnend und hernach durch ein Steingewölbe, um bald darauf bei Schwarzenbrunnen und nun bereits mehr als 1200 Meter über Meer eine imposante Granitbrücke zu überschreiten.

Wenn die Abendbeleuchtung diesen Felskuppen und wilden Hängen einen besonders malerischen Reiz verleiht, so nicht minder die Morgensonne, welche erst die obersten Bergeszinnen übergoldend, immer tiefer hinab durch die Tannenwipfel hindurch den schäumenden Wassern des wilden Baches nachgeht. Ja, gleich wie man aufgehendes Leben dem niedergehenden vorzieht, so spricht die Morgensonne anders zum Gemüte als die Abendsonne, deren feierlich mildes Leuchten eben doch an Scheiden und Meiden gemahnt.

In zwei mächtigen Kehren überwindet die Straße den Querriegel, der sich dem Handeckfall vorbaut, dem imposantesten Naturwunder, das die abwechslungsreiche Grimselroute aufweist. Die Straße ist ob dem Fall in Felsen eingeschnitten. Auf der einen Seite trotzt die